

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Marokkanische Erzählungen und Sittenbilder
Autor: E.Z.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

weit. Jetzt aber, Kerkermeister, aufgeschlossen! Ich will ausfliegen, bevor ich in Gefahr komme, zum Krüppelmacher zu werden. Weiß Gott, es käme mir auf eine kleine Kauferei nicht an! Der Mensch ist ein armer Hund, kann ich dir sagen. Leb' wohl! Und wenn du gern guten Tabak magst, du kaufst ihn nirgends billiger als bei mir. Unterm Mohammed Ali Pascha hab' ich meinen Stand." * *

Als Hossain vor das Tor trat und die Gasse hinausschaute, erblickte er eine schwarzgekleidete Frauengestalt im Schatten der Häuser; zwei Sklaven standen ehrerbietig in ihrer Nähe. Es war Afisah, die ihn noch einmal sehen wollte. Er aber wandte sich die Gasse hinunter dem Meere zu und verschwand bald darauf im Morgenrauen. Dann schloß der Kerkermeister das Tor, und die Gasse lag still und menschenleer wie zuvor.

Marokkanische Erzählungen und Sittenbilder *).

Mit einem Bildnis.

Nachdruck verboten.

In der Bucht, wo vor zwölf Jahrhunderten die Maurenmacht und mit ihr der Islam gelandet, zu dauernder Herrschaft über Spanien und zu Sieges- und Schreckenszügen tief ins Frankenreich bis ins Bodenseegebiet, in dieser selben historischen Bucht tagen heute die Gefandten der Europäer und suchen nach Wegen und Mitteln, das Maurenreich so glimpflich, als es gehen will, zu liquidieren. Es ist zu krank zum Leben und sträubt sich nach Leibeskraften gegen das Sterben. Eine gewisse Resignation ist ihm dabei nicht abzuspüren, eine Resignation gemischt zugleich mit Behagen und Unbehagen, wie sie bei einem Patienten denkbar ist, an dem sich ein halbes Duzend unvertraute Ärzte zu schaffen machen, die mit loyalen und mit Quacksalbermitteln einander gegenseitig schadlos machen, sodas sich das Opfer ab und zu gefügelt fühlt, aber auch ganz spannend unterhalten findet. Was dabei herauskommt oder vielmehr für wen am meisten dabei herauskommt, wissen bis jetzt nur die Zeitungsschreiber, auch die nicht alle. Ob Nordafrika, wie natürlich, den Romanen, die sich seit bald einem halben Jahrtausend abwechselnd damit abmühen, verbleiben oder zufallen wird, ob die Germanen sie auch da noch verdrängen — deutlich ist soviel: ein Kapitel marokkanischer Geschichte ist zu Ende. Die Konferenz von Algier wird der Ausgangspunkt für eine eingehendere Beeinflussung des Scherifenreichs. Mag es dem Namen nach ein noch so langes Leben fristen, was es bis gestern noch war, wird es nicht mehr sein: die letzte echte Reliquie des staatenbildenden Islam. Ueber ein Kurzes werden Eisenbahnen und Telephon die beiden Bücher von Grethe Nuer über das gestrige Marokko zu einer kostbaren Urkunde gemacht haben. Grund genug, ihr zu danken!

„Marokkanische Erzählungen“ heißt das eine, „Marokkanische Sittenbilder“ das andere. Sie sind in Bern erschienen, im Verlag von A. Francke.

Grethe Nuer hat es noch gesehen und erlebt, das Maurenland von gestern und das Maurenland von heute. Unter ihren Augen hat sie es anders werden sehen. Sie hat lange in Mazagan gelebt. Ueber ihre Beobachtungsgabe weist sie sich selbst aus. Ihre Kompetenz wird also außer Zweifel stehen.

„Erzählungen“ nennt sie den Inhalt des einen und ersten Bandes, „Sittenbilder“ den zweiten. Dies ist ein bescheidenes und vorsichtiges Unterscheiden und könnte zu der Vorstellung führen, die beiden Bände seien nach ihrer belletristischen Qualität auseinander zu halten. Das wäre ein Irrtum. Wenn sich die Erzählungen in der letzten, der „Geschichte von Jussef Ben Tarschin und der Königsfrau Chadiuja“, die den Lesern aus dem siebenten Jahrgang der „Schweiz“ im Gedächtnis leben wird, zur allervornehmsten Höhe der feinen Novellenkunst erheben, so hat man doch erst dann, wenn man die

Studie „Jakut, die Sklavin“ gelesen hat, den Begriff von dem wunderbaren Können in psychologischem Eindringen, das unsere Ethnographin und Dichterin auszeichnet, das ihrem Werk die hohe urkundliche Bedeutung gibt und in seiner Feinheit dann wieder den Belehrungswert beinahe über dem Kunstgenuß vergessen läßt.

Die Erzählungen sind nach glücklich gewählten, sprechenden Photographien illustriert, die unserm Vorstellungsvermögen bei der Lektüre unersehbare Dienste leisten. So vergegenwärtigt uns gerade das erste Bild das bunte wimmelnde Leben zwischen den fensterarmen, massiven Häusermauern der Hauptstraße von Mazagan; wir lernen unsern arbeitsscheuen Freund und Beter Uld Ubaria oder seinesgleichen im Bildnis kennen, wir erhalten einen Blick auf und in die Hüttenwohnung, die Koalle des kleinen Mannes, einen Ausblick in das weite, weite Land, wir finden Zelte und Moscheen und werden in die elegante Ornamentik, diese vornehmen Ueberlieferungen einer bedeutenden Zeit eingeführt. So ein Wandschrank in Holzmalerei, so ein Innenraum aus einem arabischen Herrenhaus, so ein Stadttor geben einem die ganz hohe Idee, die der Unterrichtete der Kunstgeschichte sich von der arabischen Welttheit schon längst gemacht hat.

Die Geschichte von Jussef Ben Tarschin und der Königsfrau Chadiuja, auf welche wir leider hier nicht mehr einzutreten haben, ist die einzige, die nicht dem aktuellen Marokko, son-

dern der Geschichte oder Sage entnommen und, allem Anschein nach, wesentlich Schöpfung unserer Dichterin ist. Alle andern machen den Eindruck, als seien sie weniger komponiert, vielmehr den Tatsachen nach erzählt. Maurisch Land und maurisches Leben, Liebe, Weisheit, Recht und Brauch, Handel und Wandel erstehen da vor uns in einer Wirklichkeit, daß wir mitfühlen und schauen, daß wir mitzutauern, mitzulachen, mitzulügen, mitzufaulenzen, mitzuriechen manchmal und wohl auch mitzuprotestieren meinen. Wir haben vorher nie geahnt, welchen Reiz es hat, so ganz einzudringen in die Seele eines uns eben doch so unerwartet fremden Menschentums, und wenn uns der Reiz so neu ist, so liegt es ja gewiß nicht am Fehlen des genügenden ethnologischen Interesses, sondern am Fehlen des kundigen Führers. J. B. Widmann hat von diesen Erzählungen gesagt, daß ihm noch in keinem Buche ethnographischer Belletristik seit Gobineau's „Asiatischen Novellen“ das tiefe und verständnisvolle Eindringen des europäischen Geistes des Verfassers in den eines exotischen Volkes so aufgefallen und so vollkommen erschienen. Das kann nicht anders gesagt, kann eben nur wiederholt werden. Wir haben es mit einem Meisterwerk auf seinem Gebiet zu tun; daß es von einer Schweizerin ist, mag eine äußere Sache sein. Wir freuen uns nichtsdestoweniger, die schöne exotische Blume als Zugewandte unserer Heimatkunst aufzählen zu dürfen.

Es sind ihrer im ganzen vier Erzählungen, die der Gegenwart entstammen. „Glofirs Erbe“ zeigt uns, daß es doch



Grethe Nuer (Phot. Emil Voltenweber, Bern).

*) Es ist hier die geeignete Stelle, durch diesen Hinweis über Grethe Nuer unsere Besprechung schweizerischer Literatur ergänzend zu unterbrechen.
M. W.

seine veröhnende Seite hätte, wenn die stolze Scherifenmajestät ihren Bereich allmählich europäischen Verwaltungsauffassungen und -normen öffnen müßte. Die traurige Unsicherheit, die auf allem Leben und Gut drückt, die einem marokkanischen Amtsmachthaber schutzlos preisgegeben sind, müßte uns im Innersten empören, wenn uns nicht die elende Unmännlichkeit der Opfer beinahe ebenso tiefe Verachtung einflößte, daß das Mitleid im Aufkommen beinahe verloren geht. Diesen Menschen, das sehen wir, kann nur ein Fremder helfen, ein anderer Herr. Was nun das Eigentümliche ist: der tragische oder tragikomische Vorgang und das rechts- und sittengeschichtliche Interesse würden immer mit Teilnahme und Aufmerksamkeit verfolgt werden, aber an sich niemals genügen, den Leser so zu fesseln, wie es der Fall ist. Man hat seine Spannung und sein Gaudium an den Raffiniertheiten wie nur je an irgend einem der unsterblichen Liegendewebe gefunden, mit denen der göttliche Dulder Odysseus zu prunken gewußt hat. So bleibt es also bedenklich gefallen: man läßt sich schon gern ein Stücklein Schlechtigkeit gefallen, wenn es nur eine tüchtige Geistesübung gewährt — und nicht zu nah an der eigenen Haut gedeiht. War es unferm arischen Bruder, dem Griechen, ein geliebter Sport, derlei zu hegen und zu hecken, des Semiten Genußfähigkeit in diesen Dingen scheint er kaum erreicht zu haben.

So unerquicklich dieser Rechts- oder vielmehr Unrechts-handel bei dem allem bleibt, so ergreifend schön ist die „Geschichte von der schönen Chadaifa und ihren drei Männern“. Auch hier ist die Handlung ein Kampf ums Recht. Hier aber ist es eine schöne junge Witwe, die mit allen unergründlichen Hilfsquellen eines feinen Weiberkopfes mit den Mächtigen der Erde und den Eisenarmen des Gesetzes ringt, um ihrem Kind sein Vatererbe zu retten. Die Spannung ist hier noch größer, schon um der schönen Heldin willen. Heroisch mehr, als humoristisch geht es da zu; aber an herrlich lustigen Dingen fehlt es auch nicht. Am Ende aller Enden muß die Tapfere dann wohl kapitulieren; aber noch im Unterliegen trägt sie den Sieg davon, auf den es ihr ankommt, den Sieg für ihr Kind. So glauben wir's mit ihr. Und damit ist ihr und uns genug geschehen.

Mitten in die Darstellung all dieser psychologischen Lieblichkeiten weiß nun unsere Autorin allgemeine Früchte ihrer Beobachtung und Erfahrung charakterisierend einzusprechen:

„Die junge Witwe jaß und sann. Das Dilemma war groß. Sie brauchte einen Mann, der sie vor dem Raib schützte: das stand fest; aber sie wollte keinen Mann, der über ihr Hab und Gut disponieren konnte: das stand auch fest. Die beiden Forderungen liefen nebeneinander her, wie zwei parallele Linien, die sich nie begegnen können. Aber Frauen sind noch über ganz andere Dinge weggehüpft als über die Regeln der Geometrie, und nach und nach reifte in Chadaifas schönem Köpfcchen ein Kriegsplan, wie er eines arabischen Sinnes würdig ist. Wenn ein Araber eine Mauer baut, so fängt er gewöhnlich ohne Richtschnur und Winkelmaß an. Sieht er im Verlauf der Arbeit, daß er zuviel nach rechts herauskommt, so schwenkt er gemächlich mit seiner Mauer nach links ein, und gerät er in der Folge zu weit in dieser Richtung, so kehrt er ohne Bedenken auf die erste Spur zurück. Wenn er dann schließlich mit dem Ende der Mauer da anlangt, wo er anzulangen vorhatte, so ist alles gut, und der Araber wird die Mauer ganz ernsthaft eine gerade nennen. Arabische Moral und Logik aber stehen ganz auf dem Niveau arabischer Baukunst. — Also: Chadaifa schmiedete einen Kriegsplan gegen die Gesetze der Parallele. Einen Mann mußte sie haben, der die Pflichten des Ehegatten ausübte, ohne in seine Rechte zu treten. Sollte das nicht zu erreichen sein?“

Die Erzählung hat früher einmal im Sonntagsblatt des „Bund“ gestanden. Schreiber dieser Zeilen erhielt eines Tages im Ausland um irgend einer Einzelheit willen die Nummer zugehickt, die gerade den Anfang der Geschichte an ihrer Spitze führte. Die Spannung ließ ihm keine Ruhe. Das Problem der schönen Chadaifa verließ ihn nie und nimmer. Da gab es kein Gebulden. Es gab nichts anderes, als sich die Folge kommen lassen. Es ließe ihn anders wohl heute noch nicht schlafen.

Wo das Gesetz und seine Träger soviel Eisenarme sind, wie muß es dann erst Verwicklungen geben, wenn Moslem und Juden und Protegierte u. s. w. einander ins Getriebe kommen. Da wären die traurigen Erfahrungen einer schönen Jüdin zu berichten. Sie verdienen auch ihre Zuhörer. Das Lied vom Fluch der Schönheit wird nie zur letzten Strophe kommen, und

nicht das von der Schönheit der Sünde. Vom Fluch der Häßlichkeit ist viel weniger die Rede. Er lastet doch jedenfalls auch schwer auf den Seinen.

Den lebenswürdigen Taugentchts Uld Abaria haben wir schon genannt. Die Entstehung seines zweifrautigen Haushalts wird manchen Europäer, den der unkundige Neid frißt, belehren, daß die Sache doch auch zwei Seiten hat und wohl überlegt sein will. Wie manche Frau hat Mühe, mit ihrem Manne auszukommen, wieviel schwieriger muß sie's haben, wenn er noch eine hat! Wir fügen nur noch bei, daß es nach dieser Erzählung auch arabische Eben gibt, wo dem Mann das Wirtschaftgehen zu Zeiten verboten ist. Es gibt nämlich dort eine sehr einfache, natürliche, organische Grundlage der Autorität: daß dasjenige Glied der Ehe kommandiert, welches das Haus erhält oder wenigstens die Hauptfache leistet, und das ist auch im Mohrenland nicht immer der Mann — kommandiert, wenn es das stärkere ist — und das ist auch im Mohrenland nicht immer der Herr.

Sobiel von den Erzählungen. Der andere Band lohnt das Verweilen nicht minder. Begegnen wir doch der Perle desselben hier zum ersten Mal.

Denn das ist doch wohl „Yakut, die Sklavin“. Grethe Auer schildert uns da, wie aus dem winzigen schwarzen Bündlein einer jungsterbenden Negerkflavin im vornehmen Araberhaus ein schauendes, hörendes, fragendes Kind sich entwickelt, ein empfindendes liebendes Mädchen wird, dann die Sklavin-Frau des Herrn, dann Mutter, das Weib eines Freigelassenen in der Stadt, am Meer, wo es Europäer hat. Mit unerhörter liebevollster Intuition muß die weise Fremde sich in die Seele und Seelchen dieser Kinder, in das Keimen im kleinen Negergehirn versenkt haben, um uns eine derartige zusammenhängende Wiedergabe seines Sinnes- und Gedankenlebens zu schenken. um uns den Begriff zu vermitteln, wie himmelweit verschieden von andern doch schon die Grundbedingungen sind, die das Sein und Wachen dieses Geschöpfleins umgeben, wie ganz gelondert das Leben sie schon vom ersten Ansatze an behandelt und formt, was es aus ihnen macht oder werden läßt und wie sie das Leben wahrnehmen und — inwiefern man so sagen kann — leben.

Nur eine Probe kann davon reden. So fängt die Geschichte an:

„Das bunteste Mädellein in Ben Dris' großem Frauenhause trug die kleine Negerin Yakut. Das bedeutete, daß Ben Dris Yakut lieb hatte. Und wer hat Yakut zu jener Zeit geliebt und nicht lieb gehabt? — Yakuts Vater war ein schöner stolzer Draui (Neger vom südlichen Atlas) von ebenholzschwarzer Farbe gewesen, ihre Mutter eine Susnegerin; Ben Dris hatte sie samt dem eben geborenen Säugling auf dem Sklavenmarke zu Marrakech gekauft. Kaum ein halbes Jahr darnach war sie an einem akuten Lungenleiden gestorben, wie solches verweischlichen Wüstenkindern diesseits des Atlas wohl gefährlich werden mag. Aber Yakut war deshalb nicht mütterlos aufgewachsen; vielmehr betraf sie nun ein ganzes Haus voll von Müttern, deren jede den Liebling des Gebieters mit mehr als nötiger Sorgfalt umgab. Denn es gibt kein Volk, das so kinderlieb wäre wie die Araber, bei denen der Beariff solch eines kleinen Wesens sich nicht mit dem Begriffe vermehrter Ausgaben deckt. Und Yakut empfing Liebe von einem halben Dugend mütterlicher Seelen und teilte die nähere Brust der Herrin Nistoma mit dem jüngsten ihrer eigenen Kinder. — Nun reichte sie Ben Dris bis ans Knie oder um ein weniges höher hinauf. Saß Ben Dris auf seiner teppichbelegten Matraße beim Mahl und stand Yakut neben ihm, so konnte sie ihr Köpfcchen gerade an seine Schulter legen. Das tat sie aber nur, wenn Ben Dris selber dies kleine, krause, rabenschwarze Köpfcchen mit seiner großen rostigen Hand an sich drückte, und dann tat sie es mit einem wunderbar ernststen Ausdruck in ihrem dunkeln Gesichtchen, nicht als empfindend sie eine Liebeskosung, sondern als erfüllte sie eine Pflicht. Denn alles, was von Ben Dris kam, war für ihr winziges dreijähriges Negergehirn zwingende Macht, auf die es unbewußt reagierte, nicht wie etwa das Gehirn eines Kätzchens oder Hündchens, sondern weit dunkler als ein solches. So folgt vielleicht das Lämmchen den Klufen des bekannten Hirten, aber zittert unter seinen Liebeskosungen, die es nicht als solche versteht, und entschließt freudig, wenn die gewaltige Hand es losläßt. Darum lachte die kleine Yakut auch nicht, wenn Ben Dris sie küßte, und weinte nicht, wenn er sie — manchmal nur, und dann

jeht milde — schlug. Denn es war ihr nicht wohl und nicht wehe dabei.

Ben Dris' Kinder tobten im mosaikgeplasternten Patio (Säulenhof) des Frauenhauses in lustigen Mädchen aus verwaschener Musselne. Yakut stand still beiseite und spielte nicht mit. Denn sie trug kein flatternd Hemdchen, sondern einen langen Kaftan aus dunkelroter Seide, der bis an ihre braunen Patichfüßchen reichte. Auf der kleinen nackten Brust trug sie ein silbernes Amulett aus einer Kette von Glasperlen, an ihren Gelenken silberne Reifchen, und in ihrem dicken Haare saß ein schwarzes Tuchläppchen festgebunden, auf dem mit weißen Glasperlen ein eiförmiges Zeichen gestickt war. Das sollte ein Auge darstellen und die Macht des bösen Blickes abwenden. Denn Yakut war kostbares Gut; sie würde auf dem Markte ihre baren fünfzig Duros gewertet haben, und es wäre schlimm gewesen, wenn ein Leid sie getroffen hätte.

Also Yakut spielte nicht mit, erstens, weil sie sich in ihrer steifen Pracht nicht gut bewegen konnte, und zweitens, weil sie schon ganz klar begriff, daß ein rotseidener Kaftan ein Ding ist, mit dem man respektvoll umgeht. So erwuchs in der kleinen dunkeln Seele Selbstachtung aus der Achtung vor dem rotseidernen Kaftan. Regte sich nicht vielleicht ein natürlich kindliches Gefühl in ihr, eine Sehnsucht nach frohen Spielen? Behüte, kleine Yakut! Wie kämen dir solche Gedanken? Warst du doch mit deinen drei Jahren schon ein ganz gewichtiges Persönchen im Haushalte des Ben Dris: du trugst ein kostbares Kleid und warst die Lieblingsflavin des Sid!

Ben Dris' Kinder spielten barfuß im Hofe der Frauenwohnung. Sie hatten zwar Schuhe; aber sie trugen sie nicht. Wozu auch, da die hennahgefärbten Sohlen ihrer feintätowierten Füßchen keinen andern Boden berührten als die glänzenden Emailleziegel der Zimmer und des Patio oder den glatten weißen Zement der Dachterrasse? Aber Yakut besaß und trug ein paar winzige Schühlein aus hellgrünem Leder mit Goldstickerei. Betrat sie das Frauengemach, so schlüpfte sie daraus und ließ sie an der Schwelle stehen; aber diese Schwelle war für sie nicht die Grenze ihrer Welt wie für die andern kleinen Mädchen des Hauses. Yakut durfte gleich den erwachsenen Sklavinnen frei in allen Räumen zirkulieren; sie durfte — klipp und klapp — mit ihren blinkenden Babuschken in die Brunnzimmer laufen, wo Ben Dris und die Männer Tee tranken und wo die ganz teuren europäischen Teppiche lagen, die alle Sklaven so sehr bewunderten; denn im Frauenhause gab's nur einheimische Ware aus Rabat wie in allen andern Häusern der Stadt, und die Sklaven versicherten Yakut, daß das Fremde immer das Schönste sei. Sie durfte auch — treppauf, treppab! — bald in den weiten Hof hinunter, wo Ben Dris' großes graues Pferd stand, bald auf die Dachterrasse des Männerhauses hinauf, die nicht mit einer klastersohen Mauer umgeben war wie die Terrasse der Frauenwohnung, sondern einen schönen Blick bot über eine gewaltige Stadt mit schneeweißen Zinnen, Kuppeln und Moscheetürmen und nach der andern Seite hin über einen breiten Fluß, gegen den das Haus steil und tief abfiel, und jenseits des Flusses noch weiter über eine hellgrüne schimmernde Ferne. Denn Yakut lebte in Asfukur, und der schöne Fluß war die Morbia, und das Land drüben das wilde Stucka. Von diesen drei Dingen wußte aber Yakut nichts.

Einer hätte es ihr vielleicht sagen können: derselbe, der ihr gesagt hatte, daß die blauweiße Kuppel da drüben zu einer Zania oder Klosterkirche gehörte und daß der Mann auf dem Moscheeturm es verkündete, wenn nach Allahs Willen die Sonne aufzugehen hatte; derselbe, der ihr gesagt hatte, daß die großen, weißen Vögel mit schwarzgezackten Schwingen, deren rote Beine im Fliegen so lang von ihrem Leibe herabbaumelten wie die Enden von Kiltomas Quastengürtel und die langsam, langsam über dem Fluß kreiften, um sich endlich klappernd auf einem zerbröckelten Turmeckchen der Stadtmauer niederzulassen — daß diese Vögel heilig und weise sind, F'lehs (Gottesgelehrte) unter ihresgleichen; derselbe, der die zarten, schlanken Stämme, die jenseits des Flusses ihre gefiederten Kronen so klar und still gegen den blauen Hintergrund abzeichneten, Palmen nannte und der in den Fischen im Fluß, die sich im Bogen aus dem Wasser schnellten, daß man ihre silbernen Leiber im Sonnenschein blitzen sah, den Scheibell wieder erkannte, den Yakut

bisher nur in der roten Pfefferjauche als vielbegehrtes Gericht kennen gelernt hatte. Dieser Alleswüßer — war Sidi Mohammed — Sidi, ich bitte ja nicht Mohammed schlechtweg; ihn so zu nennen, hätte selbst seine Mutter sich nicht erlaubt! — also Sidi Mohammed, der neunjährige Sohn des Ben Dris. Der lebte zwar auch in der Frauenwohnung; aber er durfte doch schon mit den Männern essen, und seine Welt hatte gar keine Schranken. Gar keine — denn die Straßen der Stadt und die Ufer des Flusses und die Boote der Fischer und die Granatpflanzungen vor der Stadt und überhaupt alles, was innerhalb der Mauern und außerhalb der Mauern bis an den Rand der Welt hin lag, alles war Boden für seine Füße, für die Füße eines Mannes! Denn natürlich war Sidi Mohammed ein Mann. Er trug auch einen langen Kaftan; aber der seine war aus dunkelvioletterm Tuche. Und darüber trug er eine Dschilabia (Obergewand) aus ganz feinem Wollgepinste, die hatte ein Kapüzchen für sein kahlgeshorenes Köpfcchen mit der einzigen Locke. Wenn es kalt war, gab es über der weißen Dschilabia eine dickere aus schwarzem Tuche, die hatte auch ein Kapüzchen; aber das hing hinten hinab, und Si (Sidi, Herr) Mohammed steckte all seine kleinen Herrlichkeiten hinein: alte Konfervenbüchsen und abgebrannte Patronen, die er auf der Straße gefunden hatte, Orangen und Granatäpfel, ein Taichmesser aus rotem Holz mit einer einzigen Klinge und eine Schachtel Zündhölzer. Sidi Mohammed hatte auch Babuschken; aber die waren doppelt so groß als die der Yakut und — wie alle Männerchuhe! — goldgelb. Auch hatte Si Mohammed eine rote Ledertasche an einem Bandeliter aus dicken grünseidenden Schnüren und einen feuerroten Fes mit einer langen, blauen Seidentroddele. Und einen silbernen Fingerring hatte er auch. Konnte noch jemand zweifeln, daß Sidi Mohammed ein Mann war? Wenn aber Yakut diesen Herrlichen, diesen Großen und Wissenden, dem sie oft auf der Männerterrasse begegnete, gefragt hätte, was das sei, was so leuchtend und weit da draußen vor ihr lag, so würde der Erhabene wohl geantwortet haben: „Das Blaue, nun, das ist der Fluß. Und das Weiße, das ist die Medina (Ausdruck für jede Stadt mit Moschee). Und das Grüne, nun, das ist einfach das Land.“ Und dabei wäre es geblieben“

Aber wenn ihr der Sohn des Herrn auch nichts Konkretes zu sagen hat, er ist doch derjenige, der sie bis an den Rand der Brüstung hebt, daß sie alles mehr und immer mehr sehen und schauen kann. Ihm verbannt sie so ihr Wissen, ihren Horizont. So spürt sich eine rührend einfache und in ihrer dumpfen Tragik doppelt ergreifende Kindergeschichte und Kinderliebe ab. Das ist aber doch nur ein Teil von Yakuts Leben, das sich dann schließlich in einer für ihre Verhältnisse recht verständlichen Weise gewissermaßen individualisiert und sein gut Teil Humor und Weisheit sprächen und reifen läßt.

Alles in allem: mit samt ihrer ganzen Besonderheit ist die Geschichte von Yakut der Sklavin am Ende auch nicht bloß als edles Kuriosum aufzunehmen; sie könnte dem und jenem europäischen Menschenkind den Ausgangspunkt zum Rückblick und zum Lernen aus und an der eigenen Jugend führen. Es ist nicht leicht, die Tiefen alle, die diese Erzählung birgt, auszumessen, noch ihre Schätze auszuschöpfen. So ist denn keine Gefahr, daß wir bei diesem ausnehmend langen Verweilen dem Leser den Rahm von der Milch genommen hätten.

Eine Stelle darin, die wundervolle landschaftliche Schilderung, die einen heute nicht mehr vorhandenen Sumpf zum Gegenstand hat, führt uns zur Betonung der Kunst, mit der unsere Verfasserin auch dieses Gebiet meistert. Das erste Stück des Bandes ist ganz diesem Schildern gewidmet: Marokkanische Reisetage. Sie hat ihre Araber mit der europäischen Idee einer Bergtour nach einer der ausichtsreichen Höhen im Süden überrascht und erzählt uns nun den Verlauf der unverständenen Expedition von Tag zu Tag. Es gehört jedenfalls Mut und Zähigkeit zu solcher Unternehmung. Wir verstehen aber auch, wie unwiderstehlich das Locken und reizen mußte, einmal in die Landschaft hineinzukommen, die ja gleich so vieles enthüllt, was sich von der großen Heerstraße, die hier die Küste bedeutet, schon längst zurückgezogen hat und mehr und mehr entfernt. Wie lange wird man in zwanzig Jahren südwärts wandern müssen, um echtes unverkehrtes Land und Volk zu finden, wie sie hier: noch begegnen!

(Schluß folgt).